

Marxistische Sabotage in der Völkerbundstadt

Eingreifen des Schweizer Bundesrates

Das haben sich vor zwei Jahren die Wähler des Kantons Gené gewiß nicht träumen lassen, als sie aus einer augenblicklichen Kleinlichen örtlichen Verärgerung heraus den Sozialisten ihre Stimmen gaben, daß binnen kürzester Zeit der Kantanton des Völkerbundes eine marxistisch-kommunistische Feindzentrale überlicher Art werden würde. Der Kantonspräsident Nicole hat seinen durch die blutige Revolte des Jahres 1932 bereits übel bedienten Namen inzwischen der ganzen zivilisierten Welt bekannt gemacht. Durch seine Regierungspraxis hat er nämlich bewiesen, daß er kaum noch als Sozialist anzuspüren ist, sondern als ein Jünger Moskaus vom reinsten Wasser. Die Finanzen des Kantons waren bereits nach wenigen Monaten derart zerrüttet, daß er finanzielle Bundeshilfe in Anspruch nehmen mußte. Sie wurde ihm auch gewährt, freilich unter Bedingungen, die den Kantons Gené finanziell unter die Vormundschaft des Bundes stellte.

Nach diesen „Erfolgen“ wandte sich Nicole der Außenpolitik zu. Nun gehört zwar die Führung der Schweizer Außenpolitik zu den Obliegenheiten des Bundesrates, Herr Nicole ist jedoch der Meinung, daß die Herren in Bern nur die Politik einer verrotteten kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft betrieben, der gegenüber er die reine Lehre des Sozialismus verkünden müsse. Während es zu den ungeschriebenen Gesetzen internationaler Höflichkeit gehört, sich nicht in die inneren Verhältnisse eines anderen Staates zu mischen, tut dies Nicole bei allen passenden und natürlich auch viel mehr unpassenden Gelegenheiten durch wilde Reden und Aufrufe. So griff er z. B. den Bundesrat auf das Rohlfische an, als dieser sich gegen die Aufnahme der Sowjetunion in den Völkerbund ausgesprochen hatte. Das Amentat von Marseille gab ihm Anlaß zu wütenden Ausfällen gegen die Idee der Monarchie einerseits und gegen die Politik Frankreichs andererseits, wobei er sich nicht scheute, den König Alexander und den Außenminister Barthou auf das Uebelste zu verunglimpfen. Den Höhepunkt seiner verantwortungslosen Hezerei erklimmte er aber gelegentlich eines Vortrags, den der berühmte saarländische Separatistenführer Max Braun in Gené hielt. Der Herr Kantonspräsident Nicole trat hierbei nicht nur als Dolmetscher auf, sondern, wie er in seinem eigenen Blatt berichten ließ, er gab eine „ausdrucksvolle Zusammenfassung“ der Hauptargumente des Redners. Man kann sich un schwer vorstellen, was Nicole in dieser „Zusammenfassung“ gesagt hat. Es war eine von Beleidigungen geradezu strotzende Heze gegen Deutschland, die natürlich den tobenden Beifall der Genéer Genossen fand. Allerdings nicht den des Schweizer Bundesrats.

Um die Gefahr eines Konfliktes mit dem Deutschen Reich zu bannen, über sandte der Bundesrat Herrn Nicole ein offizielles an den Präsidenten des Kantons Gené gerichtete Schreiben, in dem seine Aufmerksamkeit auf den unangenehmen Eindruck seines Verhaltens in der Braun-Berammlung gelenkt wurde, zugleich mit dem Hinweis, daß ein derartiges Hineinfallen in die Probleme der auswärtigen Politik die Führung der Außenpolitik, die ausschließlich Bundesache sei, aufs Schwerste gefährden müsse. In überaus tatvoller Weise erklärte der Bundesrat des weiteren, daß er dieses Schreiben nicht der Öffentlichkeit mitteilen werde.

Und was tat nun Herr Nicole? In seiner Antwort an den Bundesrat erklärte er, daß es sich bei seiner Rede in der Braun-Berammlung nur um einige „persönliche Erläuterungen“ gehandelt habe, die zu geben er sich aus allgemein politischen Gründen aber auch aus Gründen seiner Stellung innerhalb seiner Partei berechtigt gefühlt habe.

Und nun kommt das Schönste: Nicole veröffentlichte seine Antwort in der ihm ergebenen Presse, bevor sie überhaupt in Bern eingetroffen war. In einem zweiten Schreiben hat der Bundesrat kühl und nüchtern auf den Standpunkt gestellt, daß er als Spruchspracher des Bundes sich an einen Kantonspräsidenten gewandt, dieser aber als Parteimann und Polemiker geantwortet habe. Der Bundesrat stellt fest, daß Nicole die Interessen des Staates hinter die seiner Partei stelle. Ein kantonaler Regierungspräsident, der sich in offenen Gegensatz zu den vom Bundesrat festgesetzten Normen stelle, handele den Pflichten zuwider, die aus dem Sinn der Bundesverfassung abzuleiten seien. Im übrigen bricht der Bundesrat den Schriftwechsel ab, weil die Beweisführungen aneinander vorbeigehen, obwohl es sich hier, wie er mit seiner Ironie bemerkt, um Dinge handele, die „mit Weisheit und Takt zu behandeln seien.“

Weisheit und Takt sind allerdings Eigenschaften, die man bei Nicole vergeblich suchen muß. In der ganzen nichtsozialistischen öffentlichen Meinung der Schweiz herrscht eine begriffliche Erregung über den wildgewordenen Saboteur in Gené, der das Ansehen der Schweiz aus Keuferste gefährdet. Es scheint allerdings, als ob die Nicolische Herrlichkeit nicht mehr allzu lange dauern wird. Von bürgerlicher Seite ist im Kanton Gené eine Finanz-Initiative eingeleitet worden, die wahrscheinlich eine Mehrheit finden wird, da in zwischen vielen Genéern die Augen aufgegangen sind. Im Fall der Annahme wäre dann die gesetzliche Handhabe geschaffen, mit deren Hilfe Nicole zum Rücktritt gezwungen werden kann. Leider steht zu befürchten, daß Nicole die ihm bis dahin zur Verfügung stehende Zeit zu neuen marxistischen Sabotageakten benutzen wird. Von den verschiedensten Problemen, von denen gegenwärtig die Schweiz bedrängt wird, ist die Genéer Marxistenherrschaft mit das Uebelste und Unangenehmste. K. K.

Rechtsbetreuung des Volkes

15 000 Anwälte arbeiten mit — Ueber 1000 NS-Rechtsbetreuungsstellen — 750 000 Auskünfte erteilt

NSR. Das im August 1934 von Hamburg nach München verlegte Amt der Rechtsabteilung — NSR für Rechtsbetreuung des deutschen Volkes — teilt mit:

Die Organisation der NS-Rechtsbetreuung des deutschen Volkes kann als durchgeführt und abgeschlossen bezeichnet werden. Bis zum 1. Oktober 1934 waren 1004 NS-Rechtsbetreuungsstellen eingerichtet und in Tätigkeit. In aller nächster Zeit werden weitere 200 bis 250 NS-Rechtsbetreuungsstellen eingerichtet und eröffnet werden. Nach den vorliegenden Berichten widelt sich die Tätigkeit in den einzelnen NS-Rechtsbetreuungsstellen des Reichs ordnungsmäßig und reibungslos ab. Die Diensträume der NS-Rechtsbetreuungsstellen befinden sich zum überwiegenden Teil in den Gebäuden der staatlichen Gerichte (Amtsgerichte). Nur in denjenigen Amtsgerichtsbezirken, in denen weniger als drei Rechtsanwälte zugelassen sind, findet die Rechtsbetreuung in den Kanzleien der einzelnen Anwälte statt.

In den Großstädten und in den größeren Städten werden täglich Sprechstunden abgehalten; in den kleineren Städten finden Sprechstunden mehrmals in der Woche statt, in den kleinen und ländlichen Bezirken je nach Bedarf.

Die dem Amt für Rechtsbetreuung vorliegenden Berichte lassen durchweg erkennen, daß die Einrichtung der NS-Rechtsbetreuungsstellen von den deutschen Volksgenossen aller Stände dankbar begrüßt worden ist.

Während früher nur im Rahmen der Wohlfahrtspflege und nur von einer Anzahl von Stadtgemeinden eine sogenannte gemeinnützige Rechtsauskunft erteilt wurde, erstreckt sich die von der nationalsozialistischen Bewegung geschaffene, nach einheitlichen Grundzügen durchgeführte und straffgegliederte ehrenamtliche Rechtsbetreuung über das gesamte Reichsgebiet und ist bereits heute — nach kaum halbjährigem Bestehen — zu einer machtvollen, wirksamen und unentbehrlichen Einrichtung gediehen.

Als Beispiele werden nachstehend aus dem umfangreichen statistischen Material, das bis zum 10. Oktober 1934 dem Amt für Rechtsbetreuung zugeleitet worden ist, einige Zahlen veröffentlicht: Die Zahl der im laufenden Jahre bis Ende September erteilten Rechtsauskünfte betrug im Gau Düsseldorf 12 973, Hamburg 7353, Hessen-Nassau 17 316, Köln-Aachen 13 524, im Gau Westfalen-Nord 6013, Südhannover-Braunschweig 3334, Danzig 776, Schleswig-Holstein 3006, Schwaben 1000, Groß-Berlin über 120 000. Die Gesamtzahl der im ersten Halbjahr seit Einrichtung der NS-Rechtsbetreuung erteilten Rechtsberatungen beläuft sich nach vorläufiger Schätzung auf 700—800 000.

Viele Tausende von Rechtsangelegenheiten, die durch mündliche Raterteilung nicht erledigt werden konnten, wurden einem der etwa 15 000 in der NS-Rechtsbetreuung tätigen deutschen Anwälte (Mitglieder der Reichsjahrganggruppe Rechtsanwältinnen des NSR) zur ehrenamtlich-uneigentlichen Weiterführung vor den Gerichten überwiesen.

Der neue Berufsweg des Exportkaufmanns

Die Bekanntgabe der neuen deutschen Einfuhrregelung durch das Reichswirtschaftsministerium unterstreicht die Bedeutung der Außenhandelschule. Das Schwergewicht liegt einmal bei der bevorzugten Behandlung solcher eingeführten Rohstoffe und Halbfabrikate, die im verarbeiteten Zustand aus Deutschland wieder ausgeführt werden, und zum anderen bei den Kompensationsgeschäften. Beide erfordern nationalwirtschaftliche Verantwortung, Sachkenntnis und persönliche Initiative in höchstem Maße.

Wenn deshalb die neue Außenhandelschule Hamburg und ihr Kameradschaftshaus für Betriebsführer und Gesellschafter noch nicht gegründet worden wären, müßte die Gründung jetzt schleunigst vollzogen werden. So aber hat weitestgehende Planung der Berufserziehung innerhalb der Berufsgruppen der Angestellten dafür gesorgt, daß eine Schulungsmöglichkeit bereit steht, die einzig in ihrer Art ist. In zehn Abend-Abteilungen arbeitet die Außenhandelschule Hamburg bereits seit Juli dieses Jahres in unermüdlichem Eifer. Geopolitik, Ueberseefahrt, internationaler Zahlungsverkehr und fremde Sprachen sind neben den vorgegebenen nationalsozialistischen Schulungsgemeinschaften von der Studienleitung in den Vordergrund gestellt worden.

Zum Vierteljahresbeginn im Januar, April, Juli und Oktober öffnet die Tagesabteilung für Export- und Importkaufleute ihre Pforten und damit ziehen Betriebsführer und Gesellschafter in das neue Kameradschaftshaus ein, das die



Arbeiterklub E. Adernann, Romanzentrale Stuttgart

„Dann gehen wir nach dem Bienenhaus“
„Bravo! Ein sehr vernünftiger Vorschlag!“
Hand in Hand schritten sie den Korridor entlang. Als sie an der seit zwei Tagen von Jula stets geheimnisvoll verschlossenen Tür des Ezzimmers vorüberkamen, blieb der Knabe stehen.
„Was meinst du, Papa, ob das Christkind schon einen Baum gebracht hat?“ Jula sagt, es sei schon ein paarmal hiergewesen und habe nachher den Schlüssel mitgenommen!“
„So? Na möglich wäre es ja! Du freust dich wohl schon sehr auf morgen?“
„Natürlich! Wenn ich nur wüßte, ob es meinen Brief gefunden hat?“
„Ah — du hast dem Christkind geschrieben?“
„Ja. Fast weiß es ja gar nicht, was ich mir am allerallermeisten wünsche!“
„Und was ist das?“
Der Knabe heftete seine klugen Augen zweifelnd auf den Vater. Etwas was Verlegenheit spiegelte sich darin. Dann sagte er freimütig: „Sei nicht böse, Papa, aber ich möchte es lieber nicht sagen.“
„Oho — haben wir Geheimnisse?“
„Jula sagt, vor Weihnachten dürfe jeder ein Geheimnis haben! Und es ist ja auch eine Ueberraschung für mich! Wenn das Christkind meinen Wunsch erfüllt, dann wirst du gerade so froh und glücklich sein wie ich, Papa! Dann wird es das schönste Weihnachten für uns sein! Begleite ich wieg. Schatten lagerten plötzlich auf seiner

Stirn. Froh und glücklich — er? Ohne die Eine, nach der seine Seele sich Tag und Nacht in Sehnsucht verzehrte? Rimmermehr! Wenn es nicht um des Kindes willen gewesen wäre, hätte er den morgigen Abend an liebsten verschlafen, um gar nicht zu wissen, daß Weihnachtsabend war. Zu schmerzlich und bitter stiegen gerade an diesem Abend, den Margaret immer so festlich zu feiern pflegte, Erinnerungen in ihm auf...

Sie hatten die Haustür erreicht. Und gerade als beglück die Hand auf die Klinke legen wollte, wurde die Tür von außen geöffnet.

Ein Schrei aus beider Mund — eine schlankle blasse Frau, die selbe und unsicher stammelte:

„Wladlo... darf ich...?“

„Mama! Mama! Meine liebe Mama!“ schrie der kleine Jabez, der zuerst die Sprache wieder fand. „Hurra! Jivio! Das Christkind hat meinen Brief gefunden! Das war ja mein Wunsch: daß unsere Mama wieder da ist!“

Schluchzend vor Glück wollte Margaret den Knaben in ihre Arme nehmen, aber beglück hatte sie schon an seine Brust gerissen, wild und stürmisch wie damals, als er am Ufer der Keta um sie warb.

„O du... du...! Endlich kommst du wieder! Kann ich alles gut!“

Stumm hielten sie einander umschlungen. Bis der Knabe sich ungeduldig zwischen sie hindrängte: „Mir gehört du a u ch, Mama! Ich habe dich mir doch vom Christkind gewünscht!“

Und nach Kinderart überstürzte er sich förmlich, Margaret alles zu erzählen, was ihm im Augenblick gerade wichtig erschien: von der Kobelbahn hinter der Kastanie, wo er mit Papa einen großen Schneemann hingebaut habe, vom Eisplatz auf der Keta, vom Bienenhaus, dem versperzten Ezzimmer, in das nachts das Christkind stiege.

Mit glücklichem Stöhnen hörte Margaret zu. Wladlo

sagte sie, mit Erstaunen erst jetzt diese Tatsache erfassend: „Er spricht ja immer deutsch! Und so fliegend... nicht ein bißchen hat er vergessen!“

„Wir haben doch gerade die deutsche Woche!“ erklärte der kleine Jabez stolz. Und Wladlo fügte auf einen fragenden Blick Margarets hinzu: „Wir wechseln nämlich ab — eine Woche deutsch, eine Woche slowenisch, auch im Unterricht, damit er beide Sprachen gleichmäßig beherrschen lernt und nicht bloß die Sprachen, sondern auch den Geist der Völker, die dahinter stehen. Er ist ja unser beider Kind, nicht bloß meines!“

„O, Wladlo... daran dachtest du?“

„Immer! Auch daran, was ich selbst und meine Nation deutschem Geist verdanken! Als du mich einmal daran mahntest, nahm ich es dir bitter übel, Margaret, aber das ist gottlob vorüber! Heute weiß ich, daß es keine Schande, sondern ein Völkerverwundungsgesetz ist.“

Erschüttert starrte sie ihn an.

„Du sprichst so... Wladlo... Du?“

„Wundert dich das so sehr? War es denn nicht immer mein Ideal, das ich im Herzen trug, wenn es auch durch äußere Einflüsse zurückgedrängt wurde? Seitdem war ich viel allein. Und in der Einsamkeit lernt man nachdenken und sich selber wiederfinden. Unser Knabe soll lernen, seine Heimat zu lieben, ohne die Fremde gering zu schätzen oder gar zu hassen. Wo er tüchtige gute Menschen findet, gleichviel ob in Jugoslawien oder anderswo, da soll er sich unter Brüdern fühlen! In diesem Sinn wollen wir ihn erziehen. Ist es dir recht, Margaret?“

Sie vermochte nicht zu antworten. Aber ihre Hand umschloß die seine in jenem innigen Druck, und Abwärtigender als je empfand sie das Gefühl geistiger und seelischer Gemeinschaft mit diesem Mann, der, obgleich einem anderen Volke angehörend, für sie der einzige auf Erden war.

K n d e.

Studien- und Schiffskameradschaft zum Wohnen, Schlafen und frohem Studieren aufnehmen wird. Fünfzig Betten stehen bereit. Der Führer des Kameradschaftshauses hat selbst die ganze Welt bereist, kennt Sprache und Länder fremder Jungs so gut wie seine Heimat und da er aus dem deutschen Arbeitsdienst kommt, ist er der richtige Mann auch für die Schiffskameradschaft, die in der Außenhandelschule herrschen muß. Studienleitung und Kameradschaftsführer stehen in enger Arbeitsverbindung mit der Hamburger Behörde für Wirtschaft, der Auslandsorganisation der NSDAP, dem Gauschulungsamt der Partei und der Hamburger Universität. Die Lehrkräfte sind Nationalsozialisten, weltgewandte und reisegewohnte deutsche Männer, erfahrene Praktiker, so daß schon die „richtige Luft“ durch die Arbeitsräume und durch das Kameradschaftshaus weht. Alles „Schulmeisterliche“ hat keinen Platz dort. Die kameradschaftliche Schiffsverbrüderung des ganzen Volkes bedingt auch beim Neubau des Außenhandels neue Formen. Im Hamburger Hafen, in Arbeitsgemeinschaften mit nationalsozialistischen Führern und Fachleuten des Exportes und Importes, in Uebungsfirmen, im Kameradschaftshaus hat die Außenhandelschule Hamburg die Formen geschaffen, in denen die Berufserziehung fern aller Theorie zielbewußt und unter kräftiger Führung gepflegt wird. Nicht lange ist es her, da herrschte die Meinung, daß die Steigerung der Ausfuhr nur durch einen bis ins Einzelne ausgebauten Organisationsapparat zu erreichen sei. Demgegenüber weist das Reichswirtschaftsministerium bei der Neuregelung der Einfuhr gerade auf die persönliche Initiative des verantwortungsbewußten Volksgenossen hin. So wichtig jede Organisation ist, war es ein großer Fehler der alten Zeit, daß die fähigen Kräfte zu stark am Ausbau des Apparates verdrängt wurden, während man die persönliche Erziehung für das Ausland und die Berufsbildung der am Außenhandel beteiligten Volksgenossen vernachlässigte. Gewiß ist eine gute Organisation erforderlich, jedoch nur, soweit sie dem Volke dient und nicht als eigentlicher Zweck der Arbeit angesehen wird. Eine planvolle Berufserziehung für junge Exportkaufleute in einer solchen idealen Form wie heute in Hamburg gab es bisher nicht. Es war zwar eine Wissensvermittlung vorhanden, die sich aber nur dann fruchtbar für das Volk auswirken konnte, wenn einzelne auf eigene Faust in die Welt zogen, um für ihr Vaterland zu kämpfen. Immer weniger sind es, die auf eigene Faust hinausziehen. Deshalb wurde die Außenhandelschule Hamburg und das Kameradschaftshaus ins Leben gerufen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, durch eine planvolle Außenhandelschulung und durch das Gemeinschaftserlebnis den fähigen und feinem Volke verantwortlichen neuen Außenhandelskaufmann heranzubilden. (Druckarbeiten mit allen Einzelheiten durch die Studienleitung der Außenhandelschule der D.A. Hamburg 18, „Ausgabe“) Betriebsführer und Gefolgschaft, im Kameradschaftshaus vereint, werden in der Hamburger Außenhandelschule gemeinsam arbeiten, um durch Kameradschaft und Leistungsorientierung im Außenhandel Diener der deutschen Nation zu sein. Ueber die Außenhandelschule Hamburg wird künftig der Berufsweg jedes deutschen Kaufmannes führen müssen, der im Export und Import als nationaler Treuhänder tätig sein will. Das ist auch möglich, weil zu erschwinglichen Gebühren allen Kameraden der Arbeitsfront der Besuch offen steht.

Entsprechende Abendabteilungen beginnen auch jeweils zum Vierteljahresbeginn im Januar, April, Juli und Oktober, in den Hörsälen, große Theaterstr. 32.

Landesversammlung des Sparerbundes

Stuttgart, 30. Okt. Der Sparerbund Württemberg-Baden e. V. veranstaltete am Sonntag im Festsaal des „Herzog Christoph“ seine Jahres-Hauptversammlung, die aus den Ortsgruppen des ganzen Landes und dem benachbarten Baden überaus zahlreich besucht war. In seiner Begrüßungsansprache hieß der Landesvorsitzende, Oberstleutnant Bauer, insbesondere den hiesigen Landesverbandsleiter Ministerpräsident a. D. Prof. Dr. Werner herzlich willkommen. Den Jahresbericht und den Kassenericht erstattete der Geschäftsführer. Zunächst sprach Ministerpräsident a. D. Professor Dr. Werner. Darmstadt über das Thema: „Aufgaben und Arbeit des deutschen Sparerbundes im Dritten Reich“. Er besprach eingehend die im April d. J. beschlossene neue Satzung des Sparerbundes für das Deutsche Reich, der in gleicher Weise den alten wie den neuen Sparerzweigen und die gesamte Volkswirtschaft fördern will. Notwendig sei eine große Reichsorganisation des Sparerbundes, die auch Brücken zu anderen Verbänden schlagen müsse. Der Sparerbund hat sich in zahlreichen Fällen (Obligationsversammlungen usw.) der Rechte der Gläubiger mit großem Erfolg angenommen. Als zweiter Redner sprach Oberstleutnant Bauer über das Thema: „Nationaler Spartag, Rentnerhilfegesetz, Aufwertungshypotheken und Sparerbund“. Der Sparerbund, so führte er aus, ruht auf dem Schutz der Rechte und des Eigentums der Sparer. Der Zwang, durch Währungsverschlechterungen die Wirtschaft zu überdauern, müsse auf das Schärfste bekämpft werden. Es gibt auch einen gesunden Kapitalismus, der im Aufbau des inländischen Sparkapitals besteht. Arbeit muß das Erste, Sparen das unentbehrliche Zweite sein. Für die privaten Aufwertungshypotheken ist weder eine Verlängerung des Moratoriums über den 1. Januar 1935 hinaus zweckmäßig, noch die Umwandlung in Tilgungshypotheken tragbar. Die Umwandlung in Tilgungshypotheken könnte wohl für die Hypothekendarlehen, die Sparlässe und vielleicht auch für die Versicherungsgesellschaften in Frage kommen, niemals aber für die privaten Aufwertungshypothekendarlehen, deren künftige Vermögenswerte nicht noch weiter zerrüttelt werden dürfen. Die Schwierigkeiten können ohne neues Moratorium auf dem Wege der Vereinfachung im Einzelfall zwischen Gläubiger und Schuldner, nötigenfalls unter Mitwirkung der beiderseitigen Organisationen oder der Aufwertungsstellen, überwunden werden. Die Aufhebung des Moratoriums bedeutet nicht die Kündigung aller Hypotheken, sondern lediglich die Verfügungsmöglichkeit für den Gläubiger, der auch wirtschaftliche Verpflichtungen zu erfüllen hat. In dieser Frage wie in der Hausinsolvenzfrage erhoffen die deutschen Sparer eine Lösung, die auch den Sparerzweigen und Gläubigern gerecht wird. Abteilungsleiter Alempy dankte in einem Schlußwort den beiden Rednern und brachte ein dreifaches Sieg-Heil auf den Führer und Reichslangler, auf Volk und Vaterland aus.

Sammor und Lorben

„Was haben Sie eigentlich an den Würstchen anzusetzen?“
 — „Die Zügel gefallen mir nicht.“ — „Sie wissen doch, daß jede Würst zwei Zügel hat.“ — „Das schon, aber die hier sind mir zu nahe beieinander.“
 Der Vater bewundert das Bild, das der Künstler von seinem Sohn angefertigt hat. „Es sieht ihm wirklich ähnlich! Hat er es schon bezahlt?“ fragt er weiter. — „Nein nicht!“ — „Na, das sieht ihm noch ähnlicher!“

Die Kreuzerfahrten der „Emden“

6. Die letzte Maschinenwache

Am 9. November 1914 feuerte die „Emden“ die Reelinginseln an. Beim Hellwerden wurde die Funktion von unserem Landungskorps unter Führung des ersten Offiziers, Kapitänleutnant von Müde, befehlt. Kaum war das Landungskorps an Land gekommen, da sah ich auch schon an dem sich neigenden Funkturm, daß gute Arbeit geleistet wurde. Nachdem ich noch einige Zeit den das Schiff umlaufenden Häufigen zugehört hatte, ging ich nach der Bordmaschine herunter, um dort als Maschinist die Wache zu übernehmen. Wir lagen mit klaren Maschinen, und meine Aufgabe war, dafür zu sorgen, daß die Maschine stets klar zum Anspringen blieb. Michin stand mir, bis um 12 Uhr die Abblöschung kam, eine angenehme Wache bevor. Jedoch, das Schicksal hat es anders gefügt, sie sollte meine letzte Maschinenwache sein.

Es mochte wohl gegen 9 Uhr gewesen sein, als nach der Maschine gemeldet wurde, daß Rauchwolken in Sicht wären, die wohl aber von unserem uns nachfolgenden Kohlendampfer „Burell“ herrühren dürften; wir beabsichtigten nämlich, Kohlen von dem Dampfer zu übernehmen. Bevor noch hierzu die nötigen Vorbereitungen in der Maschine getroffen wurden, kam der Befehl „Klar Schiff zum Geschoß; Dampf auf in allen Kesseln!“

Nun ging's los. Das erste Maschinenkommando war „Beide Maschinen halbe Fahrt voraus“. Bald aber sprang der Zeiger des Maschinenlegers auf „Neueste Kraft“ und blieb darauf unerschütterlich stehen. Die Maschine lief, was sie nur hergeben konnte. Wenn sie träge zu werden drohte, dann tippte der Zeiger des Legers dreimal auf die Buchstaben. Uns war es dann, als hörten wir die Stimme des Kommandanten, „Ich habe doch äußerste Kraft befohlen! Bitte mir aus, daß der Befehl ausgeführt wird.“ Und das übertrug sich wieder auf alle. Der wachhabende Ingenieur rüdte am Hebel vom Heizraumtelegraphen und rief ihn dreimal hin und her, um die Heizung durch das wachhabende Glodensignal anzuspornen, mehr Dampf zu machen, und die Maschinisten-Maate gaben der Maschine eine Erzaladung Del, um ihre Gelenke noch geschmeidiger zu machen. Der Erfolg der vereinten Arbeit blieb nicht aus. Die Feder des Manometers fing an sich zu rücken, und wenn es auch nur ein Geringes war, wir sahen aber an dem Zeiger doch recht deutlich, daß der Dampfdruck zunahm. Und das bewirkte wieder ein Schnellerwerden der Maschinen. Am Umkehrungszeiger pendelte noch der Zeiger ungeschlüssig hin und her, als sei er unwillig, die hohe Zahl anzugeben. Ein Schlag mit der Faust gegen das Gehäuse — da sprang er gleich um fünf Grade vor und verließ diesen Punkt nicht mehr. Es war erreicht! Wir waren schneller geworden. Alles atmete auf.

Aber nur einen Augenblick, dann spornte das Pflichtgefühl zur neuen Arbeit an. Ein mächtiges Ringen hatte begonnen, dem Schiff die äußerste Leistungsfähigkeit abzugewinnen, und jeder Blick zum Manometer galt der Frage „Schafft es die Maschine?“ Und getreulich antwortete das Manometer: „Ja, sie schafft es!“

Da rüdte es plötzlich durch das ganze Schiff; die erste Salve war gefallen. Nun folgte Schutz auf Schutz. In den ersten 20 Minuten habe ich nichts Besonderes bemerken können. Auch die anderen Räume unter Panzerdeck meldeten durch Sprachrohre nichts Neues. Da knallte es wieder, als ob alle Geschütze zu gleicher Zeit abgefeuert hätten. Im gleichen Augenblick war auch der Maschinenraum von gelben Gasen angefüllt. Die elektrischen Lampen erloschen; der Treffer hatte dieses Mal bei uns gesehnt. Zum Glück konnte es aber nicht ganz dunkel werden; denn durch den Panzerrost kam etwas Tageslicht herunter. Ich bemerkte nun in dem Dämmersehn, wie meinem Nachbar das Blut von den Wangen herunterlief. Hinter der Maschine war einer tot zusammengesunken. Von oben spritzte heißes Wasser herunter. Das hörte aber bald auf. Soweit ich sich ja noch alles in Ordnung zu sein. Nur die Luft wollte nicht besser werden. Die Windmaschine war ausgefallen, und wir hatten weiter kein Mittel, die Luft irgendwie zu verbessern. Die Mullbinde blieb die einzige Hoffnung. Wir hatten sie uns schon vorgebunden und lauten nun wader auf ihr herum, um die große Hitze zu verbeihen und um die Binde schnell feucht zu bekommen; denn dann hielt sie am besten die giftigen Gase ab.

Wieder tippte der Zeiger dreimal auf „Neueste Fahrt“. Alle Hebel und dampfdrückenden Teile wurden ausgerückt. Die Maschine mußte ihr letztes hergeben. Das konnte sie nicht wie bisher spielend und geräuschlos überwinden. In allen Tonarten führte sie gegen die Zumutung Klage. Sie knarrte und ächzte, zitterte und röhnte, aber — sie wich keinen Millimeter breit ab von ihrer Bahn. Wenn auch alles zitterte und bebte, gehorham leisteten die Tausende von Pferdekräften ihren Dienst, und wir taten alles, um sie nur weiter in unserer Gewalt zu behalten. Aus allen Füllen und Röhren lief das Del in die Maschine, und das Kühlwasser ergoß sich über die Kurbellager und andern gleitenden Maschinenteile, damit die schwingenden oder sich drehenden Massen nicht zu warm wurden.

Aber nicht nur die Maschine, sondern auch ihre Umgebung verlangte die sorgfältigste Beobachtung. Fortgeleht wurden die Wände abgeklopft, ob etwa die leeren Schuträume schon Wasser machten. Und die Weisen von 12 Sprachrohren vergrößerten noch den Lärm.

Aber all das überhörte der donnerähnliche Schlag der abgefeuerten Breitseiten und das Einschlagen der feindlichen Granaten. Fast alle Räume schienen inzwischen etwas abgekühlt zu haben. Doch waren es nur kleine Vorfälle, die gemeldet wurden. Als Sammelstelle gaben wir je nach Art des Schadens die Meldungen weiter. Die Zentrale bekam, weil der Leiter der Deckwehr dort seinen Stand hatte, die Deckmeldungen. Der Steuerbordmaschine wurden, weil sich dort der leitende Ingenieur befand, alle Maschinenschäden gemeldet. Das war vorher in Friedensarbeit ausgedacht und durch gemeinsames Ueben und Arbeiten gehörig eingetrimmt worden. Jeder wußte für alle Fälle, was er zu tun hatte. Anfangs klappte auch alles vorzüglich. Mit sämtlichen Räumen blieben wir durch Sprachrohre in Fühlung.

Bald aber wurde es anders. Die Engländer erzielten immer mehr Treffer bei uns, und das konnten verschiedene Sachen nicht mehr gut vertragen, dazu gehörten auch etliche Sprachrohre, die an ihren Vöstellern auseinandergingen oder sonst irgendwie beschädigt wurden. Die Sprachrohrposten konnten das aber nicht wissen und merken. Sie brüllten daher weiter einander zu und wunderten sich, daß sie keine Antwort bekamen. Sie meldeten nun dem wachhabenden Ingenieur, der sich bei uns in der Maschine befand, daß sie mit den betreffenden Abteilungen keine Verbindung mehr hätten. Er hatte die kräftigste Stimme von uns allen und ging daher selbst ans Sprachrohr, es nützte aber nichts. Sofort wurde ein Mann fortgeschickt, der nachsehen sollte, was vorgefallen war. Aber er kam nicht zurück. Die Sprachrohrposten hatten immer noch keine Verbindung bekommen. Sie jappten nur noch, so laut und emsig hatten sie durch die Sprachrohre gerufen. Da aber alle Manometer und Meßapparate normale Zustände anzeigten, schien in den außer Verbindung gekommenen Räumen kein ernstlicher Schaden entstanden zu sein.

Aus dem Kommandoturm kam inzwischen die Meldung, daß die Rudermaschine aus gefallen sei, und daß nunmehr mit Maschinen gesteuert werden würde. „Stopp“ und „Große Fahrt“ wechselten nun miteinander ab. Das gab wiederum jedes Mal beim Anfahren soviel Wassererschlag in den Zylindern, daß mir selbst um die Maschine bange wurde. Neue Aufregungen vertriehen aber bald diese Sorgen. Die Zentrale befehlt, weil sie mit der Steuerbordmaschine keine Verbindung mehr bekommen konnte, dafür zu sorgen, daß dort die Maschine stoppte, weil wir zum Torpedoschuß heranzumantieren wollten. An die Wände geklopft und ins Sprachrohr geschrieben haben wir alle nacheinander, doch niemand meldete sich. Also war dort etwas nicht in Ordnung. Die Maschine allerdings lief noch, das sahen wir am Umkehrungsanzeiger. Sie konnte freilich durchhalten, wenn dort auch alle Leute erledigt waren. Treffer hatten uns inzwischen alle Ausgänge unpassierbar gemacht. Um aber mit der Rudermaschine in Verbindung zu kommen, mußten wir uns auf irgend eine Art einen Notausgang schaffen. Mit einem Vorschlaghammer sollten daher aus dem Panzerrost einige Stäbe herausgehoben werden. Der erste Schlag war noch nicht getan, als gerade über dieser Stelle eine Granate freipierte. Zugleich meldete man mir „Hinter der Maschine ist wieder einer tot zusammengebrochen.“ Da knallte es nochmals ganz fürchterlich. Dunkel Nacht war um uns geworden. Man kam sich wie in einem Rauchgang vor. Ich wartete schon auf die nachströmenden Wassermassen. Aber es sollte noch nicht so weit sein.

Durch den Rauchschleier konnte ich bald erkennen, daß wir alle schwarz geworden waren und auch etwas bluteten. Wer sich nicht festgehalten hatte, lag auf den Flurplatten. Rauch wurden wir wieder mobil. Und die Maschine? Sie lief. Ein Schnallenleger von der Luftpumpe klappte ab. Bald wurde aber „Stopp“ befohlen, und der Schaden konnte dann schnell beseitigt werden. Die durchgeschlagenen und abgerissenen Verteilungen, die mit einem Mal wie Volpenarme in die Maschine hineintraten, hörten jedoch wenig, denn von oben bekam die Maschine schon längst kein Del mehr, das alles bejorgte das Kühlwasser. Aus allen Schläuchen rann es in die Maschine, und die dicken Kurbellager schweberten es mit noch viel größerer Kraft wieder heraus. Am heißen Zylinder prallte das in die Höhe gepertichte Wasser wieder ab.

Die Weitschenhiebe lauten die heißen Wassertropfen auf die Hände und ins Gesicht. Doch, je größer der Schmerz, umso fester der Wille durchzuhalten. Eisern umklammert die Hand den Griff vom Manöverventil. Nur nicht weichen und nicht wanken, es steht zuviel auf dem Spiel.

Aber selbst dieser kaum noch zu ertragende Zustand körperlichen Leidens war noch einer größeren Steigerung läbig. Aus den zusammengeschossenen Schornsteinen strichen jetzt weißig direkte Feuergerben unserer zwölf Schiffstessel über das Deck und wurden durch unsere Windfänger nach dem Maschinenraum geleitet. Da ein Ende des Windhächtes sich über dem Maschinistenstand befand, bekam ich einen großen Teil der Glut zu fühlen.

Von oben hörte man es nur noch vereinzelt knallen, und es schien, als ob unser Gegner seinem Ende nahe war. Um uns konnte es dagegen nicht schlecht bestellt sein, wir schossen und fuhren trotz des mehrstündigen Gesichts noch weiter, und selbst die Steuerbordmaschine hatte sich wieder gemeldet. Leider sollte diese Annahme falsch sein, unsere Geschütze schwiegen, und feindliche Treffer waren es, die unser schönes Schiff auseinandergerissen und die Kameraden dahin mächten.

Wieder gab es einen Ruck, der durch das ganze Schiff ging. Es sah so aus, als ob wir diesmal einen Torpedotreffer bekommen hatten; jedoch zeigten sich keine Folgen. Daß wir aufgelauten sein konnten, kam uns überhaupt nicht in den Sinn.

Was mag nur mit uns los sein? Diese Ungewißheit wird unerträglich. So oft wir auch versuchen, nirgends ist etwas zu erfahren. Wir wissen nur, daß wir eingeschlossen sind. Aus dieser eisernen Umklammerung sich zu befreien, gilt jetzt ein Teil der Arbeit; mit Brechstangen wird versucht, im Panzerrost einen Ausgang freizulegen.

Vom Oberdeck klingen plötzlich Hurraufe zu uns herunter. Was bedeuten sie? Sieg oder Untergang? Ein banges Fragen liegt auf allen Gesichtern. Wir glauben aber an den Sieg, so sehr vertrauen wir unserem guten Stern. Die Maschinen machen noch immer Fahrt für 17 Seemeilen.

Aus der Kommandozentrale wird mündlich durchgelesen: „Maschinen stoppen!“ Als ich dabei bin, diesen Befehl auszuführen, wird vom Oberdeck heruntergerufen: „Die Emden ist erledigt.“ — An Deck die meisten tot. — Das Achterschiff brennt. — Schiff verjerten.“ Was wir nicht glauben wollten, und an was wir überhaupt nicht denken mochten, ist zur Tatsache geworden. Das Ende ist da. Das Wasser beginnt den Raum zu füllen, dunkel und still wird es um uns. Hier unten gibt es tatsächlich nichts mehr zu tun. Im Panzerrost ist inzwischen ein Notausgang geschaffen worden. Wir verlassen durch diesen den Maschinenraum.

Die letzte Maschine Decker (Salut Salut)

